



ALEX CAPUS

*Der Fälscher,
die Spionin und
der Bombenbauer*

ROMAN / HANSER

ging er den Winzern in den Weinbergen zur Hand oder putzte den Fischern die Netze. Wenn das Wetter gut war, verbrachte er die Abende mit seinen Freunden am See unter einer alten Trauerweide. Während der kalten Jahreszeit diente sein Atelier als Treffpunkt.

So verging ein Jahr, dann ein zweites und ein drittes. Als aber Emile Gilliéron und seine Freunde volljährig wurden und noch immer keine Anstalten machten, ihre blauen Jacken gegen schwarze oder wenigstens gegen graue einzutauschen, beschlossen die Bürger von Villeneuve, dass es genug sei. In einer lauen Frühlingsnacht brannte Emiles Atelier aus nie geklärten Gründen vollständig nieder, und zwei Wochen später brachte ihm der Postbote einen Brief, in dem ihm zu seiner Überraschung die Kunstgewerbeschule Basel mitteilte, dass er zum Lehrgang für angehende Zeichnungslehrer zugelassen sei und sich am folgenden Montag zwischen acht und zehn Uhr zur Immatrikulation in der Aula Magna einzufinden habe.

Emile begriff, dass die eigentliche Absenderin nicht die Kunstgewerbeschule Basel, sondern die Bürgerschaft von Villeneuve war, die einige seiner Zeichnungen entwendet und nach Basel geschickt haben musste, und dass er den Brief nicht als Einladung, sondern als Verbannung zu verstehen hatte. Also packte er verächtlich schnaubend sein Bündel, reiste nach Basel und stellte nach dem ersten Semester verächtlich schnaubend fest, dass er alles, was die Professoren ihm beibringen wollten, eigentlich schon konnte. Gewiss lernte er Techniken des Skizzierens, Schabens, Spachtelns, Stechens, Modellierens und Ätzens, von denen er in Villeneuve nie gehört hatte, und in der ständigen Ausstellung des Kunstmuseums taten sich ihm Welten auf, die er sich im Sumpf des Rhonedeltas nicht hätte träumen lassen; zurück im Klassenzimmer aber kopierte, variierte und karikierte er nach Belieben jeden Alten Meister, den er gesehen hatte, jeden Stil und jede Schule. Er malte runde Puttenengel wie Rubens und pfeildurchbohrte Märtyrer wie Caravaggio, und er brachte seine Mitschüler zum Lachen, indem er pfeildurchbohrte Puttenengel malte und tanzende Märtyrer, denen gebratene Hühnerschenkel aus dem Mund ragten; er töpferte Vasen und modellierte Götterstatuetten und

zeichnete griechische Tempel und Statuen, als hätte er sein ganzes bisheriges Leben auf dem Peloponnes verbracht, und das alles mit einer Lässigkeit, Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegenüber der eigenen Begabung, die seine Professoren faszinierte und auch ein wenig beleidigte.

Nach dem Unterricht zog er durch die Kneipen Kleinbasels und erlangte Berühmtheit, weil er Weißwein saufen konnte wie kein zweiter. Wo immer er hinkam, machte er sich Freunde mit seiner ungekünstelten Herzlichkeit und bäuerlichen Schlagfertigkeit; seine Kommilitonen aber nahmen ihm übel, dass er, der im Unterricht immer alles gleich konnte, was sie erst mühsam erlernen mussten, jedes gelehrte Stammtischgespräch über Kunst und Musenkuss verweigerte, weil er sich mehr für die Beine und Dekolletés der Kellnerinnen interessierte.

Emile Gilliéron war bei aller Faulheit und Nonchalance unbestreitbar der beste Schüler seines Jahrgangs. Er gewann sämtliche Wettbewerbe, obwohl die Schulleitung ihn jedes Mal zur Teilnahme drängen musste und er seine Arbeiten immer erst in der Nacht vor dem Abgabetermin anfertigte, und als die Merian-Stiftung ein zweijähriges Stipendium für die École des Beaux-Arts in Paris ausschrieb, bewarb er sich nur, um die unausweichliche Rückkehr nach Villeneuve hinauszuschieben.

Die folgenden zwei Jahre verbrachte er hauptsächlich in den Bistros des Marais und des Montmartre. Zwischendurch nahm er der Form halber ein bisschen Unterricht bei den populärsten Professoren und Künstlern seiner Zeit. Die monatlichen Stipendienzahlungen deckten seinen Geldbedarf nur bis Mitte des Monats, danach kopierte er Werke von Millet, Troyon und Courbet und verkaufte sie an Kneipenwirte und Touristen. Am meisten Geld verdiente er mit der Anfertigung griechisch-römischer Architekturschwarten in jenem pompös-historistischen Stil, der beim konservativen, selbstgefälligen Bürgertum unter Napoleon III. so beliebt war.

Zwar war in der Pariser Bohème das Tragen blauer Jacken geradezu Pflicht, aber Emile schaffte es auch in dieser vergleichsweise libertären

Umgebung in kürzester Zeit, sich bei allen Würdenträgern unbeliebt zu machen. Seine Erfolgchancen in der Pariser Kunstszene beeinträchtigte er schon zu Beginn des ersten Studienjahres nachhaltig, als er zur Eröffnung des jährlichen Salons mit einer entkorkten Weißweinflasche in der Hand auftauchte und während der gesamten Ansprache des Akademiepräsidenten auf den Stockzähnen grinste. Als er dann auch noch im Garten hinter einer Jeanne-d'-Arc-Statue urinierte und einem Lakaien ein Tablett mit *Petits Fours* aus der Hand schlug, wurde er von zwei uniformierten Ordnungshütern auf die Straße geworfen.

Die Zeit verging schnell. Es nahte der Tag, an dem Emile gezwungen sein würde, nach Villeneuve zurückzukehren und ein für allemal eine schwarze Jacke überzuziehen. Da geschah es, dass der deutsche Milliardär Heinrich Schliemann, der an der Place Saint Michel ein schönes Haus besaß und es sich um die Lebensmitte in den Kopf gesetzt hatte, seine russischen Handelsgeschäfte fahrenzulassen und der berühmteste Archäologe der Welt zu werden, beim Direktor der École des Beaux-Arts anfragen ließ, ob es unter seinen Studenten einen guten Zeichner gebe, der ihm auf den Ausgrabungsstätten von Mykene zu Diensten sein könnte. Darauf ließ der Direktor den talentierten und ungebärdigen Gilliéron rufen, weil er sich dachte, dass dieser Auslauf gebrauchen konnte und sich im streng ritualisierten Pariser Kunstbetrieb sowieso nie zurechtfinden würde. Als er ihn fragte, ob er als wissenschaftlicher Zeichner nach Griechenland fahren möchte, sagte Emile sofort zu.

Der Direktor gab dann doch zu bedenken, dass Schliemann ein mecklenburgischer Pastorensohn mit herrischem, aufbrausendem Charakter sei, der noch nie im Leben einen Freund gehabt habe, rastlos in der Welt umherreise und überall binnen weniger Tage zwanghaft die jeweilige Landessprache lernen müsse.

Das bedeute doch immerhin, dass er mit den Leuten rede, sagte Gilliéron.

Schliemann rede nicht, er kommandiere, sagte der Direktor. Liebe und Freundschaft kenne er nicht, die Menschheit bestehe für ihn aus

Vorgesetzten und Untergebenen. Von seiner russischen Ehefrau habe er sich scheiden lassen, weil er für sein archäologisches Abenteuer eine Griechin an seiner Seite haben wollte. Dann habe er brieflich beim Erzbischof von Athen um eine Auswahl schöner junger Griechinnen gebeten und sich anhand von Fotografien für eine Siebzehnjährige entschieden, und auf der Hochzeitsreise habe der dreißig Jahre ältere Gatte das arme Ding vier Monate lang über die Altertümer Italiens getrieben und derart erbarmungslos mit Deutschunterricht traktiert, dass sie kurz nach der Ankunft in Paris einen Nervenzusammenbruch erlitt.

Na ja, sagte Gilliéron, er wolle Schliemann ja nicht heiraten.

Weiter müsse er bedenken, sagte der Direktor, dass Schliemann als Archäologe von niemandem ernst genommen werde. Die Fachwelt lache über diesen naiven Preußen, der mit dem Spaten in der einen und der Volksausgabe der »Ilias« in der anderen Hand über den Hellespont spazierte und immer gleich meine, den tatsächlichen Palast des Priamos samt dessen Goldschatulle gefunden zu haben, oder den wirklichen Kampfplatz vor den Toren Trojas, auf dem Aphrodite ihren Liebling Paris vor der Streitaxt des Menelaos rettete.

Immerhin habe der Mann ziemlich viele hübsche Sachen ans Tageslicht befördert, sagte Gilliéron.

Aber doch nicht die Streitaxt des Menelaos, sagte der Direktor. Genauso gut könne man in Andalusien nach Don Quichotes Lanze graben oder im Schwarzwald Hänsel und Gretels Backofen suchen.

Eine Streitaxt sei eine Streitaxt, sagte Gilliéron.

Das gab der Direktor zu. Auffällig sei aber doch, dass Schliemann den goldenen Glitzerkram immer erst am letzten Grabungstag entdecke, wenn grad niemand hingucke. In Anwesenheit von Zeugen aber kämen jeweils nur Tonscherben zum Vorschein wie bei allen anderen Archäologen auch.

Wenn Glitzerkram aus dem Boden aufsteige, sagte Gilliéron, müsse man ihn naturgetreu zeichnen. Das traue er sich zu. Fürs Echtheitszertifikat sei er als Zeichner nicht zuständig.

Das sei wohl wahr, sagte der Direktor.

Griechenland solle sehr schön sein, sagte Gilliéron, und die Bezahlung sei gut. Und sein Stipendium laufe nächstens aus.

Bei der Ankunft stellte sich ihm Griechenland dann allerdings als eine große Enttäuschung dar. Schon während der dreitägigen Überfahrt von Triest über Brindisi, Korfu und Patras war er ununterbrochen seekrank gewesen, dass er hätte sterben mögen, und als er am Morgen des 23. März 1877 in sehnsüchtiger Erwartung des Landgangs im strömenden Regen auf dem Oberdeck stand, geriet der vornehme, blendend weiße Ägyptendampfer des Österreichischen Lloyd vor der Einfahrt in den Hafen von Piräus in eine Rangelei mit einem Rudel stinkender, schwarz gegerbter und von Möwen umflatterter Fischerboote, von denen die einen auslaufen, die anderen aber in den Hafen zurückkehren wollten, weshalb sie einander den Weg versperrten und gegenseitig in die Seiten fuhren, dass die Spanten krachten. Der Kapitän des Ägyptendampfers ließ in sicherer Entfernung die Maschinen halten, stellte sich in vollem Ornat auf die Brücke und wartete. Und da es den Anschein machte, dass keiner von den Fischern binnen sinnvoller Frist klein begeben und seinem Nebenmann den Vortritt gewähren würde, ließ er zwei Minuten lang die Dampfsirenen dröhnen und steuerte dann mit halber Kraft mitten durchs Gewimmel auf die Hafeneinfahrt zu.

Die Fischerboote stoben widerstrebend auseinander und gaben eine Gasse frei, die dem Dampfer knapp die Durchfahrt erlaubte. Gilliéron schaute von der Höhe des Sonnendecks hinunter auf die krakeelenden Fischerleute, die im Regen ihre schwarz behaarten Fäuste schüttelten und einander mit rostigen Enterhaken beiseitezuschubsen versuchten. Kleine und untersetzte Männer mit Pluderhosen, Pausbacken und schwarzen Schnurrbärten waren das, die so gar keine Ähnlichkeit hatten mit den adlernasigen Marmorstatuen in der Antikenabteilung des Louvre, an denen Emile sein Griechenlandbild geschärft hatte.

Nachdem der Dampfer den Leuchtturm an der Mole passiert hatte, öffnete sich der Blick auf den Hafen, an dem schon Aristoteles, Perikles, Platon und Alexander gestanden hatten – ein düsteres Halbrund von grauen, ein- und zweistöckigen Backsteinbauten vor einer kahlen, seit Jahrtausenden abgeholzten Hügelkette, darüber ein